



## Projekt: Displaced Persons

Jüdische Flüchtlinge in Vorarlberg nach 1945 auf dem Weg nach Palästina

(im Rahmen von „Kulturelles Erbe. Tradition mit Zukunft. 2008“)

SchülerInnen des BG Dornbirn präsentieren das Projekt:

# "Displaced Persons. Jüdische Flüchtlinge in Vorarlberg nach 1945 auf dem Weg nach Palästina."

*Im Rahmen von „Kulturelles Erbe. Tradition mit Zukunft“*

- \*Begrüßung
- \*Vortrag „Der Heimatklang des Antisemitismus“ von Dr. Kurt Greussing
- \* Gespräch mit Zeitzeuginnen und Zeitzeugen
- \*Eröffnung der Ausstellung
- \*Gemütlicher Ausklang

Datum: 2. Juni 2008      Beginn: 19.00h      Ort: BG Dornbirn, Festsaal

Unterstützt von:

Bei der Recherche:



Schüler(innen) der Projektgruppe mit Fr. Prof. Eva Obwegeser beim Besuch des Jüdischen Museums in Hohenems

## Arbeitsergebnisse

Tafel 1: Am Ende des Zweiten Weltkrieges befinden sich Millionen von Menschen gegen ihren Willen auf dem Gebiet des „Dritten Reiches“. Sie werden von den Alliierten „Displaced Persons“ genannt. Die Mehrzahl der Kriegsgefangenen, Zwangsarbeiter und KZ-Häftlinge kehrt in ihre Heimatländer zurück. Für die meisten jüdischen Überlebenden besteht diese Möglichkeit nicht mehr.

Die jüdischen Gemeinden weiter Teile Europas sind vernichtet. Die Besatzungszonen in Deutschland und Österreich werden zum Auffangbecken für 250.000 jüdische Überlebende und Flüchtlinge, vor allem aus Osteuropa, die zumeist in Lagern untergebracht sind. Fast alle wollen Europa verlassen und in die USA oder nach Palästina auswandern. Über Tirol und Salzburg werden tausende illegal zu den Flüchtlingsschiffen der zionistischen Organisationen geschleust.

Auch in der französischen Besatzungszone in Vorarlberg sammeln sich Überlebende, zumeist streng religiöse Juden aus Osteuropa. Mindestens 1000 Flüchtlinge werden zwischen 1945 und 1954 in Hohenems und Bregenz einquartiert, für viele nur eine kurze Zwischenstation.

Das Zusammenleben mit der einheimischen Bevölkerung ist nicht immer reibungslos. Die Überlebenden in den überfüllten Flüchtlingswohnungen, untergebracht in ehemaligen jüdischen Häusern, Gasthöfen und Privatquartieren, werden als Belästigung und als unbehagliche Erinnerung an die tabuisierte NS-Zeit angesehen.



Demonstration für Israel, um 1946



## Der Versuch einer Normalisierung des Lebens in einem fremden Land nach dem Trauma des Holocausts.

Tafel 2 : Im Februar 1946 entstand im „Brunner-Haus“ die Rabbinatsschule „Beth Schmuel“.



*Hier wurde jungen Männern das Talmudstudium ermöglicht.*



*Tafel 3: Nach Aussage der DPs hatte ihnen ihre religiöse Einstellung in den Jahren der Verfolgung moralischen Halt gegeben.*

*Dadurch spielte der religiöse Faktor im Prozess der moralischen und kulturellen Rehabilitation eine große Rolle.*



*Erste Tora-Einweihung*

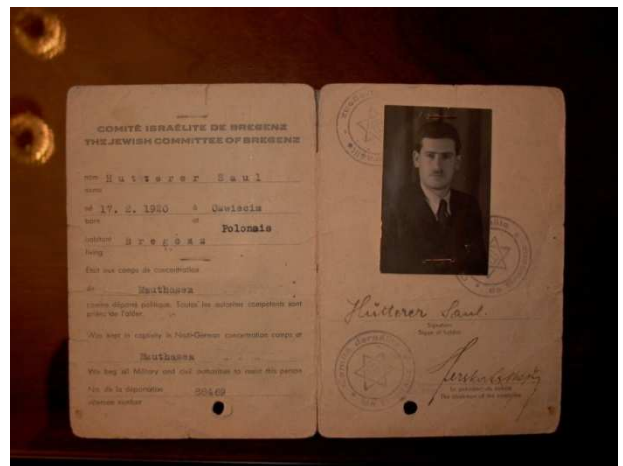
Tafel 4: Hochzeitszeremonie unter der Chuppa im Hof zwischen „Brunner-Haus“ und „Elkan-Haus“.



Die erste Hochzeit von DPs in Hohenems um 1946.



Tafel 5: Porträt von Saul Hutterer



Saul Hutterers Ausweis

Hochzeit Hutterers

Der 1920 in Auschwitz geborene Talmudschüler hat mehrere Ghettos und Lager, zuletzt Auschwitz, überlebt. 1950 wird in Hohenems das Comité Israélite gegründet, und Saul Hutterer von den DPs zum Vorsitzenden gewählt. Er versuchte, deren Interessen gegenüber den Behörden und der Bevölkerung zu vertreten. 1951 wird er unberechtigterweise in die „Darmschuggleraffäre“ verwickelt, kann jedoch vor Prozessbeginn Vorarlberg verlassen.

## Die Zeitzeugen/-innen aus Hohenems und ihre Aussagen zu den DPs



Emmo Amman geb. 1939



Glatthaar Leonhard geb. 1942



Isser Lothar geb. 1942



Reis Karl geb. 1933



Reinelde Giesinger geb. 1925



Tafel 6/7: „Damals habe ich meine erste Orange und erste Banane erhalten!“ „Mein Gott ist uns gut gegangen, als die Juden hier waren“ (Lothar Isser, Jg. 1942)

„Mein Vater hatte eine Schreinerei - und wenn jemand gestorben ist, dann musste er Särge machen, die durften kein Metall haben, die mussten mit Holzstiften zusammen gearbeitet werden, Nägel durften keine verwendet werden.“ (Karl Reis, Jg. 1933)

„Die Emser Bevölkerung hatte die Juden von früher her noch in Erinnerung, als seriöse, gut gekleidete, anständige, zurückgezogene, ruhige Leute, so wie englische Gentleman.

Also das ist gar nicht vergleichbar, die Juden, die man noch von vor dem Zweiten Weltkrieg in Erinnerung hatte, mit denen, die da gekommen sind.

Die dann gekommen sind, das waren natürlich ganz andere Menschen, die hatten die Locken (Röllele), waren extrem konservativ angezogen, die hatten schwarze Mäntel, die langen Dinger, und sie waren halt orthodox, ganz streng religiös, und das ist irgendwie ein Fremdkörper gewesen. Und die haben natürlich Forderungen gestellt, denn die Häuser der Juden haben nun der Kultusgemeinde Wien gehört. Und die hat sofort die Häuser räumen lassen, damit die DP einziehen konnten. Das hat in Hohenems auch zu Unmut (Stunk) geführt.“ (Karl Reis, Jg. 1933)

„Die, die längere Zeit hier waren, haben sich mit der Zeit aber akklimatisiert, viele sind ja schnell durch. Ich weiß es von uns zu Hause, der Vater war Schuhmacher, und wir hatten eine Tabaktrafik und eine Reinigungsannahmestelle, so wie es halt früher war, man hat alles gehabt, und da sind die Juden zum Vater in die Werkstatt gesessen und haben mit ihm geplaudert. Die haben sich also gut akklimatisiert, und ich muss auch sagen, dass wir auch gut gelebt haben von den Juden. Die haben bei uns eingekauft, es war en ganz normales Zusammenleben.“ (Karl Reis, Jg. 1933)



Die „Zeitzeugen“ im Gespräch mit den Schülern

*„Und sie haben natürlich auch ihren Glauben gelebt. Am Sabbat, nach Sonnenuntergang, durften sie kein Licht mehr anzünden, keinen Herd mehr einschalten, also praktisch nichts mehr tun, und dann mussten wir als Buben, wenn jemand vergessen hatte, das Licht anzuzünden, dann mussten wir hinüber gehen und ihnen das Licht anzünden.*

*Und sie haben auch gebetet, im Brunnenhaus. Da sind sie rundum gelaufen und haben Verneigungen gemacht, all das, was vorgeschrieben ist, haben sie gemacht und sehr laut, sehr laut. Sie haben gesungen und für uns natürlich fremdartige Rhythmen und Gesänge, das haben sie gemacht und Tiere geschächtet, Hühner hauptsächlich und Schafe, haben Hochzeiten abgehalten und das Laubhüttenfeste gefeiert. All die traditionellen Feierlichkeiten, die im jüdischen Glauben vorgesehen sind, haben sie hier massiv durchgezogen.“ (Emmo Ammann, Jg. 1939)*

*„Die aus den KZ gekommen sind, die waren verschlossen und haben nicht darüber gesprochen. Meine Mutter hatte eine Freundin, eine jüdische Freundin, und die hat sich nicht getraut, über das KZ zu reden. Die hat sich einfach nicht getraut. Die beiden Freundinnen haben viel miteinander unternommen, doch übers KZ zu reden, das ist nicht gegangen.“ (Karl Reis, Jg. 1933)*

*„Mir ist vorgekommen, das Vertrauen von den Juden uns gegenüber war nicht sehr groß. Meine Eltern hatten ein Obst- und Gemüsegeschäft in der Marktstraße, da sind die Juden gekommen und haben auch eingekauft. Sie haben sich normal verhalten, aber nie war ein näherer Kontakt, eine intimere Auskunft oder irgendetwas, sie haben sich einfach freundlich unterhalten. Ich musste hin und wieder hinüber, ihnen den Einkauf hinüber tragen ... Ich bin gerne hinüber, weil da gab es von der Bendsdorp Schokolade so zwei Rippchen, die habe ich mit Freuden nach Hause gebracht, sonst gab es kaum Schokolade.“ (Leonhard Glatthaar, Jg. 1942)*

*„Nach dem Krieg sind dann Ostjuden gekommen, massenhaft, die haben ausgesehen, wie man sich's nicht vorstellen kann. ... Und die sind scharenweise gekommen, von woher wissen wir nicht, und wohin auch nicht, ... aber die waren arm. Die waren arm, das hat man gesehen. Die konnten kein Deutsch, daher hatte man mit ihnen keinen Kontakt aufbauen können. ... Eines Tages sind sie verschwunden gewesen.“ (Reinelde Giesinger, Jg. 1925)*

*„Eines Tages sind da Juden gekommen, ein großer schöner Mann mit seiner Frau, die hochschwanger war. Die hat dann Zwillinge bekommen. Nette Kinder, mit denen ich mich gerne beschäftigt habe. Wenn ich im Garten war, haben sie ihre Gebete veranstaltet und sind rittlings auf die Stühle gesessen, und dann haben sie sich gewiegt und laut gesungen, und dann habe ich einmal zu ihm gesagt: „Mein Gott Herr Laufen, die Stühle werden so kaputt gehen, und dann hat er in den Hosensack gegriffen und ein Bündel Banknoten herausgenommen und mir einen Hunderter gegeben. ...Also mit dem Mann bin ich gut gefahren. Der konnte fließend Deutsch. Später habe ich dann erfahren, dass er sehr krumme Geschäfte gemacht hat. Also wie gesagt, ich habe gute Erfahrungen gemacht mit den Juden.“ (Reinelde Giesinger, Jg. 1925)*

*„Das Verhältnis von der Stadt, der Gemeinde zu den Juden war damals auch nicht das beste, ist angespannt gewesen, weil die Gemeinde aus der Synagoge das Feuerwehrhaus gemacht hat. Erst nach dem Krieg ist der Umbau in ein Feuerwehrhaus erfolgt. Hohenems hat die jüdische Geschichte verdrängt. Man hat beim Spritzenhaus hingeschrieben '1954 erbaut', dabei erfolgte zu der Zeit nur der Umbau.“ (Emmo Ammann, Jg. 1939)*

*„Harry Weil, der hat nach dem Krieg mehrfach versucht, hier wieder Fuß zu fassen. Den hat man gar nicht mehr wollen, ich weiß nicht, der Bürgermeister oder wer, hat einfach nicht wollen, dass die Juden wieder herkommen. Er hat dann trotzdem versucht, eine Beziehung zu Hohenems aufzubauen und hat dann in Amerika eine Käsevertretung ins Leben gerufen, in Chicago, er hat drüben Rupp-Käse verkauft.“ (Lothar Isser, Jg. 1942)*

*„Ich war als Junge viel in der Gegend und habe viel beobachtet. Im Elkan-Garten hatten die Juden Unterricht, in diesem Garten war ein Gartenhäuschen und da sind sie gesessen, der Lehrer und die Jungen, die Jungen hatten auch teilweise die Röllchen oder sie hatten ein rundes Käppchen. ...Und dann hatte ich ein Erlebnis, wir durften natürlich keinen Kontakt haben mit den Buben, und dann sind wir einmal vorbei gegangen, und ich war der Jüngste, und dann haben sie mich halt gedrängt, und da bin ich vorbei und habe ihnen halt zugerufen: „Abraham Sule!“, soll heißen, „Abraham ist eine Sau!“, und das haben die nicht gemocht. Und als ich einmal mit dem Roller vorbei gefahren bin, ich hatte ein neues Lodenjäckchen an, da haben sie mich zu sich hinüber gewunken, und als ich bei ihnen war, haben sie mir ein Tintenfass hinten über die neue Jacke gegossen. Die Jacke war natürlich kaputt. Ich bin nach Hause gekommen und habe das erzählt – ich weiß nicht, was dann passiert ist, auf jeden Fall, ich habe dann ein neues Jäckchen bekommen. Ich brauchte ja eines.“*

*„Im Elkan Garten war eine große Rabatte, im Durchmesser etwa drei Meter. Im Gras, da haben sie mit weißen und roten Steinen den Zionstern ausgelegt, und wir als junge 'Lappe' haben nichts besseres gewusst, als diese Steinchen zu vermischen und den Zionstern kaputt*



*zu machen. Das ist damals als neonazistisch, würde man heute sagen, als Schändung ausgelegt worden. Jetzt sind wieder Nazis da! Das hätte ein Riesending abgeben können, wenn uns der Direktor Benzer nicht die Stange gehalten und uns in Schutz genommen hätte. Denn er wusste ja genau, wer das gewesen ist und dass es nur ein dummer Lausbubenstreich gewesen ist.“ (Leonhard Glatthaar, Jg. 1942)*



*„Und dann sind sie über Nacht verschwunden. ... sind alle tatsch weggewesen. Die Häuser leer, man weiß nicht, wohin sie sind. Damit ist ein großer Teil des Erwerbs weggefallen.“*

## Projektteil: Kontaktaufnahme mit Egon Kerten in Israel:

### Tafel 8/9: Brief von Egon Kerten aus Tel Aviv an Prof. Eva Obwegeser ( April 2008)

(leichte orthographische Anpassungen wurden vorgenommen)

*„Mein Name, ist Egon Kerten, geboren 8. Oktober 1920 in Teplitz (Böhmen). Ich war Mitschüler im Gymnasium des Dr. Jahn und wir haben uns bei einem Besuch in Innsbruck wiedergesehen.*

*Nach kurzer Zeit in Teplitz übersiedelten wir nach Prag, wo ich bis zu meinem Anfang als Student der Musikakademie Komposition und Klavier bei den damals berühmten Professoren Franz Langer und Fidelio Finke Georg Scell studierte.*

*Beim Einmarsch der deutschen Truppen in Prag wurde mir mitgeteilt, dass ich als Jude mein Studium beenden muss. Da ich einen deutschen "arischen" Onkel hatte namens Fred Paudler, Bruder der seinerzeit berühmten Filmschauspielerin Maria Paudler, konnte ich mit seiner geheimen Hilfe die Auswanderung aus Prag die Genehmigung von der Gestapo erhalten. ( mein Onkel hat sich von meiner Tante nicht scheiden lassen).*

*Er wurde zum Mienensuchen verurteilt und hat den Krieg überstanden.*

*Ich sollte zu meinen Bruder, welcher in Ankara als Lehrer an der Türkischen Akademie arbeitete, fahren und es war geplant, dass ich mit ihm zeitweilig arbeiten sollte.*

*Er hätte mich in Istanbul vom Schiff abholen sollen und es war alles bestens geplant.*

*" DOCH" ein Matrose des Schiffes bekam Cholera und das Schiff wurde auf unbestimmte Zeit gesperrt und niemand durfte zum oder vom Schiff kommen.*

*Ich war in einer schrecklichen Situation und waren wir absolut ratlos.*

*In der Nähe war ein griechischer alter Kasten verankert welcher sich als juedisches Fluechtlingschiff entpuppte. Ein tuerk. Polizeioffizier welcher mein Bruder gut kannte gelang es in der Nacht mich im Geheimen "zeitweilig" auf das Fluechtlingschiff zu verfrachten und haette ich ebenfalls im Geheimen mit einen Boot nach Istanbul gebracht werden sollen.*

*" ABER" das Schiff auf dem ich als "Gast" war bekam plötzlich den Befehl aus Istanbul zu verschwinden. Das Schiff musste verschwinden und ich ebenfalls.*

*Nach zwei Monaten Irrfahrt am Mittelmeer ohne Wasser und Lebensmittel wurden wir von der englischen Marine in einem verwahrlosten Zustand gefangen genommen und nach Haifa transportiert. Wir waren so erschoept und verhungert, dass uns alles egal war.*

*Wir wurden auf ein französisches Schiff namens "Patria", mit dem Ziel uns in Mauritius (eine Insel an der Küste Afrikas) zu deportieren und uns in ein Lager zu bringen. Die Haganah, eine jüdische Geheimorganisation, war anderer Meinung und gab den Engländern bekannt, dass eine Deportation nicht in Frage kommt, da jeder Jude das Recht hat nach Palestina einzuwandern. Da dieses Argument den Engländern vollkommen egal war, beschloss die Haganah die Maschinen des Schiffes zu beschädigen, um die Ausfahrt unmöglich zu machen. Wir wurden alle in den unteren Teilen des Schiffes untergebracht und wurden aber gut behandelt.*

*Die für die Sprengung der Maschine verantwortliche Person hatte sich stark verrechnet und sprengte ein Loch von 8 Metern in den Bauch des Schiffes. 650 Menschen verloren ihr Leben und einige unter denen ich mich befand, gelang es ihr Leben zu retten, da ich ein guter Schwimmer war und auch im Bauch des Schiffes schwimmen musste. Ich wurde von einem australischen Soldaten ans Land gebracht und von den Engländern sofort verhaftet. Ich habe mein gesamtes Hab und Gut verloren und wurde mit einem Turnschuh und einer Unterhose ans Land gebracht. Von den Engländern bekam ich eine Decke.*

*Und hatte durch eineinhalb Monate nichts anderes anzuziehen.*

*Ich wurde in ein Lager gebracht (name Athlit) und wurde durch dreimalige Gelbsucht Papatatschi, eine Fieberkrankheit, welche bis 41 Grad Fieber hervorbringt. Nach einem Jahr wurde ich aus dem Lager entlassen und mit alten Kleidern, die wir von der Bevölkerung geschickt bekamen, verließ ich das Lager.*

*Wie ein drittklassiger Zirkusclown.*

*Als ich das Lager hinter mir hatte, war ich von der Armut der Bevölkerung vollkommen überrascht und als naives, harmloses Studentchen war ich absolut ratlos, denn ich kannte niemanden und wusste nicht, was zu tun. Ich hatte nicht einmal das Geld für eine Briefmarke, um meinen Bruder zu schreiben.*

*Meinen Bruder gelang es aus Ankara einen Berufskollegen ausfindig zu machen, welcher mich wie ein Detektiv fand und mich zu sich nach Hause nahm. Und sich wirklich wunderbar benahm. Er verschaffte mir Arbeit und ich hatte als gelernter Musiker keine Schwierigkeiten mich durchzusetzen. Langsam gefiel mir die bescheidene Art des jüdischen Palästina-Lebens und ich war mit meinem Leben zufrieden. Jüdische Straßenarbeiter, Bauarbeiter, Polizisten etc. waren eine Überraschung für mich und selbst mein Milchmann war Studienassessor in Heidelberg.*

*Sich ziegelzuschmeißende Lastträger, Herr Ingenieur, danke Herr Doktor, waren gutgelaunt und hatten sich damit abgefunden, dass das Leben auch so ganz nett sein kann. Nach ziemlich langer Zeit der Einsamkeit lernte ich meine jetzige Frau kennen und waren wir beide sehr verliebt und heirateten wir, was wir bis heute sind. Meine Frau Bella, war Mitglied der Haganah und wurde bei einer Aktion schwer verletzt und*



*sie hat noch Heute darunter sehr zu leiden. Bis zur Erkläerung der UNO war unser Leben ziemlich ruhig, DOCH!*

*Kurze Zeit spaeter, begann die Misere. 7 Armeen versuchten uns ins Meer zu jagen doch die Haganah besiegte sie ALLE.*

*Die Araber konnten sich mit ihrer Niederlage nicht abfinden Und begannen einen hinterlistigen Guerilla-Krieg zu führen. Um die Bevölkerung von diesen Meuchelmorden zu befreien wurden die jungen jetzt "Israelis" mobilisiert und bei der Gelegenheit musste auch ich lernen mit den verschiedenen Waffen umzugehen (es war schwieriger als Klavier spielen).*

*Ich wurde mit einer Einheit von Studenten in den oberen Galil geschickt und hatten wir die Kauktschi-Banden (wilde barbarische Verbrecher) unschaedlich zu machen. Es gelang uns unter grossen Verlusten diese unmenschlichen Banden zu vernichten.*

*Nach diesen fuer uns schweren Verlusten, wurden wir mit einer hervorragenden Palmach-Einheit ( Palmach -Eliteeinheit) nach Safat geschickt um diese Stadt von Jordanischen regulären Truppen zu stuermen. Es gelang uns nur viele unserer Leute wurden von den Jordaniern gefangen genommen aber nach der Genfer Abmachung, gut behandelt.*

*In nachfolgenden etlichen Kriegen, war ich im Einsatz doch zum Schluss wurde ich zum Militaerorchester ueberwiesen und das Geschiess hatte fuer mich ein Ende. Es gab Einsaetze, bei denen meine beiden Soehne und ich einberufen wurde und meine Frau Bella, jeden Grund hatte Angst zu haben.*

*Heute, habe ich schon Urenkelchen und ist kein Mensch mehr interessiert fuer meine Schiesserei.*

*Ich hoffe, dass ich Ihnen irgendwie geholfen habe und falls Sie noch an Dingen interessiert sind setzen Sie sich mit mir in Verbindung.*

*Da ich schon lange Zeit nicht deutsch geschrieben habe sind bestimmt in meiner Ausfuehrung Fehler\_ ( SORRY) Ihr Egon Kerten (Tel-Aviv, Israel )*

Brief, gelesen von einer Schülerin bei der Präsentation:



Brief von Egon Kerten.wav



Egon Kerten als junger Mann, noch in Prag



Egon Kerten in Israel



Egon und Bella Kerten leben heute in Tel Aviv (2008)

*Lukas Dünser, Linda Mathis, Martin Widmann, Felix Loacker, Julian Margreiter, Kathrin Föge (Jahresbericht BG Dornbirn, Schuljahr 2007/08, S. 125 f.):*

Jüdische Flüchtlinge nach 1945 auf dem Weg nach Palästina. DPs in Hohenems" hieß das Projekt, das unsere Klasse im Wahlpflichtfach "Geschichte und Politische Bildung" unter Leitung von Prof. Werner Bundschuh und Prof. Eva Obwegeser den Großteil des zweiten Semesters (Sommer 2008) beschäftigt hat. Das Schlagwort DP (displaced person) versetzt uns in die Zeit unserer Großeltern, ein Ausdruck, der von der englischen Besatzung/Befreiungsmacht nach dem Zweiten Weltkrieg für nach dem Krieg heimatlos Gewordene verwendet wurde.

Noch gibt es die Zeitzeugen, die uns von den (vor allem polnischen) Juden hlen können, Menschen, die direkt aus dem KZ in eine vom Krieg zerstörte Welt kamen, ohne Heimat, ohne klare Vorstellungen von der Zukunft. Viele von ihnen wurden zeitweilig auch in Hohenems angesiedelt.

Zu unserem Glück konnten wir fünf Hohenemser und eine Hohenemserin interviewen, die uns ihre Erfahrungen mit diesen Menschen mitteilten. Wir gestalteten auf der Grundlage dieser Informationen mehrere Plakate, die den Rahmen unserer Ausstellung bildeten. Unsere Besuche im Jüdischen Museum in Hohenems sowie die Gespräche mit „unseren“ Zeitzeugen gaben uns einen hochinteressanten Einblick in die Erfahrungswelt der damaligen Zeit. Vier von ihnen waren sogar bereit, beim Präsentationsabend ein kurzes Liveinterview zu geben. Außerdem konnten wir die fesselnde Geschichte von Egon Kerten, einem tschechischen Juden, und seine abenteuerliche Flucht durch den gesamten Mittelmeerraum nach Israel dokumentieren. Egon Kerten lebt heute in Tel Aviv.

Eröffnet wurde der Präsentationsabend durch einen interessanten Vortrag von Dr. Kurt Greußing über den Antisemitismus in Vorarlberg. Er sprach zum Thema: „Der Heimatklang des Antisemitismus“. Das Projekt hat uns wieder zum Nachdenken über unsere Geschichte angeregt. Wir danken allen Mitwirkenden für ihr persönliches Engagement.

Stellungnahme von Projektbeteiligten:



DP Schüler.wav



Auf Spurensuche



## **Kurt Greussing: Präsentationsrede**

dann Beitrag für den neuen Katalog des Jüdischen Museums Hohenems: *Heimat . Diaspora, herausgegeben von Hanno Loewy, Hohenems: Bucher Verlag 2008, S. 256 - 262.*

## **Der Heimatklang des Antisemitismus**

### ***Über die Intonation und den Gebrauch bestimmter Wörter***

Wir alle reden um den heißen Brei herum. Wir sagen, jedenfalls im öffentlichen Raum, nicht: „Er ist Jude“ oder: „Sie ist Jüdin“. Sondern ausweichend: Er/sie ist jüdisch, jüdischer Herkunft und so weiter. Weil wir mit diesem Wort umgehen, als ob wir zusammen mit dem als „Jude“ oder der als „Jüdin“ Gemeinten ein Minenfeld beträten. Es gibt keinen wertfreien, unschuldigen Gebrauch dieses Begriffs.

Es hat lange gedauert, bis wir Vorarlberger Historiker und Sozialwissenschaftler wenigstens in einem wissenschaftlichen Fachgespräch sagen konnten: „Herr Soundso ist Jude.“ Das haben wir schon 1990 bei den Besprechungen zum Aufbau des Jüdischen Museums gemerkt. Das Museum sollte ein Ort werden, an dem anders, un-verschämt, über jüdische Erfahrungen, jüdische Geschichte, aber eben auch: über Juden gesprochen würde. Wir konnten damals leicht sagen: „die Hohenemser Juden“, später auch, wie sich's gehört, genderkorrekt: „... und Jüdinnen“, aber schon viel schwerer: „Herr Bollag ist Jude.“ Und wir wollten das auch oft gar nicht sagen, um nicht jene neuerlich zu markieren, die vom Rassismus der Nationalsozialisten zu Juden gemacht worden waren.

Den Umgang mit dem Wort „Jude“ mussten wir erst lernen. Schon gar nicht konnten – und können – wir es im Dialekt sagen. Denn „Der Herr Bollag isch an Jud“ ist eindeutig abwertend, und zwar nicht einfach so im Ungefähren (wie eine Weile lang beispielsweise „Steirer“), sondern ohne jeden Zweifel antisemitisch. Und sagt man im Dialekt, als freundlich gemeinte Alternative: „Der Herr Bollag isch Jude“, so steht ein hochdeutsches Wort als sperriger Fremdkörper im Mund und in der Kommunikation herum – nicht anders als die Wörter „arbeiten“ oder „Arbeiter“, die es im (hoch)alemannischen Dialekt Vorarlbergs ebenfalls nicht gibt. Denn für „arbeiten“ steht im hergebrachten Dialekt „schaffa“ und für „Arbeiter“ „Fabriklar“. Zwar gibt es das Substantiv „Arbat“ (für „Arbeit“) durchaus („wart a klä, i ho gad an Arbat“), doch ein diesem Hauptwort „Arbat“ entsprechendes Zeitwort „arbata“ oder ein Tätigkeitshauptwort „Arbatar“ existiert im Dialekt nicht. Genauso wenig gibt es das Wort „Jude“ als Dialektwort. Wohl aber „Jud“.

Dass also die Ersetzung von „Jud“ durch „Jude“ im Dialekt nicht funktioniert und sich somit nur „Jud“ anbietet, legt das ganze Problem frei: die im sprachlichen Vorbewussten tief verankerte abwertend-gehässige Bedeutung des Wortes, mit dem in der Alltagskommunikation ein Jude bezeichnet wird.

## **Kurz und dumpf**

„Jud“ ist sofort als Schimpfwort erkennbar. „Jud“ tritt in der dialektalen Kommunikation in vielfachen Zusammenhängen auf, die alle *eine* Grundlage haben: die Bezeichnung von Geiz, Raffgier, übertriebener Geschäftstüchtigkeit, Geldsucht – „gizigar Jud“, „bisch an Jud“, „Du Jud“, „an richtiga

Jud", letzteres auch zur Charakterisierung eines als unzumutbar empfundenen Preises. „Es goht zua wia i dr Judaschual" ist ein Stereotyp, das Lärm, Unordnung und disziplinloses Durcheinanderreden bezeichnet (wobei im Sprachbewusstsein die ursprüngliche Beziehung des Wortes „Judenschule" zum jiddischen „Schul", also zur Synagoge, in der auch gelernt und disputiert wird, verloren gegangen ist).

In der Vorarlberger Umgangssprache gibt es nicht eine einzige positive Assoziation zum „Juden". Andere diskriminierte Minderheiten haben es wenigstens metaphorisch gelegentlich zu etwas gebracht: der „Zigeuner" etwa – als ironisch-aneuerkennende Bezeichnung für die Lustenauer in Form der „Rhin-Zigüner", als „Zigünerle" für ein süßes umtriebige Kind oder als romantisches Liedthema in der Volksmusik. Auch im Kinder- und Erwachsenenfasching erfreut sich der Zigeuner – und erst recht die Zigeunerin als Widerspiegelung einer heißblütigen Operngestalt – erheblicher Beliebtheit, der auch die nationalsozialistische Fasnacht nichts anhaben konnte. Anders der „Jud": Da gibt es nicht die Spur einer Ambivalenz. Er taugt weder zum freundlichen Diminutiv („Jüdle") für den lieben Nachwuchs noch als lustige Figur, und ein „Jud" im Fasching wäre nur als hässliche Karikatur vorstellbar, die man deshalb heute im Zeichen des offiziell verpönten Antisemitismus lieber ganz bleiben lässt.

Im Alemannischen Vorarlbergs und der Schweiz kommt noch etwas Entscheidendes dazu: nicht nur die pejorative Verkürzung, die den „Jud" als etwas Ablehnenswertes, Minderwertiges markiert (während der „Jude" im Hochdeutschen sich von solcher Konnotation schon ein Stück weit freimachen konnte und so im Ansehen gestiegen ist, jedenfalls hinauf zu einem weniger wertenden Gebrauch), sondern vor allem die *Intonation*. Denn „Jud" wird im Hochalemannischen Vorarlbergs und der Schweiz mit einem geschlossenen, hinteren dumpfen „u" gesprochen, klar anders als das hochdeutsche „Jude" mit seinem offenen runden „u". Der dumpfe Ton beim „Jud" macht also hierzulande nicht allein das Wort, sondern speziell die Musik.

Es stimmt natürlich: Hierzu gibt es keine empirischen Untersuchungen, nicht einmal über die Häufigkeit des Gebrauchs des Wortes „Jud" als eines alltagskulturellen Pejorativums (es dürfte weithin durch „Türk" ersetzt worden sein, während der „Jugo" einen Teil seiner negativen Konnotationslast immerhin schon verloren hat.) Doch dass empirisch nichts erhoben wurde, heißt nicht, dass wir empirisch nichts wissen. Denn wir alle haben unser alltägliches Diskurswissen. Es wird – wie alles Alltägliche – nicht eigens reflektiert, sondern ruht tief in unseren Routinen, in nicht- und vorsprachlichem Verhalten (wie dem wochenendlichen Gang zur Kirche, heute eher zum Fussballmatch, der stillschweigenden Arbeitsteilung von Männern und Frauen, Kleidungsrouninen oder der Augenhaltung beim Zwiegespräch), also im Vorbewusst-Zeichenhaften. Da wird entschieden, wer „wir" sind und wer die „anderen". Testen Sie's ruhig aus, als Probe aufs Exempel: Sagen Sie zu einem Nachbarn einmal: „Sind Sie Protestant?", oder, wenn Sie mutiger sind: „Sind Sie Jude?", und einmal: „Sind S' an Jud?" – und warten Sie auf die Reaktion.

### **... wie wird der Mensch zum „Jud"?**

Ein Blick in den Duden der Vorarlberger Umgangssprache, das „Vorarlbergische Wörterbuch" von Leo Jutz, 1965 aus dem Nachlass herausgegeben, fördert das landläufige Panorama des Wortes „Jude/Jud", somit also wenig Überraschendes, zutage. Es bezeichne einen „Angehörigen des israelitischen Volkes ... bzw. der jüdischen Rasse", hebt der Eintrag in wissenschaftlicher Attitüde an, als ob das Rassenkonzept der Nationalsozialisten in aller Unschuld weiterexistierte. Doch plaudert der Autor damit immerhin aus, was dem Wort „Jud" im Vorarlberger Dialekt durchgängig zugrunde liegt: die Kategorisierung als etwas ganz Anderes, dem man, wie eben der Rasse, nicht entrinnen kann.

Die zahlreich angeführten Fundbeispiele gehen, mit Ausnahme einiger Bezeichnungen von Pflanzen, alle in eine Richtung: Es handelt sich um Abgewertetes, um moralisch Abzulehnendes und um wucherisches, ehrloses Handeln. Manches davon ist inzwischen aus der Mode gekommen, weil die Wertungen des zugrunde liegenden Sachverhaltes sich verflüchtigt haben. So würde ein noch ungetauftes Kind in Frastanz heute wohl nicht mehr, wie noch vor fünfzig Jahren, als „Jüdle“ bezeichnet werden. Doch anderes hat bestens überlebt, die „Judaschual“ natürlich, „jüdala“ (jüdeln) für wucherisch Handeln, „Judapries“ (Judenpreis) bei überteuerter Ware und selbstverständlich der „Jud“ als allgegenwärtige Bezeichnung für einen wucherischen Händler oder überhaupt jemanden, der einen zu hohen Preis für etwas fordert. Ein minderwertiger, schlechter Schnaps gilt im Montafon als „Judner“, und der „Judafurz“ hat als Knallkörper zwar seinen Weg noch nicht ins Jutzsche Wörterbuch, doch landesweit ins Sylvestertreiben von Jugendlichen gefunden.

Wie erhalten nun drei oder vier unschuldige Zeichen – „Jud“ und „Juda“ – eine solche Bedeutung? Wie wird das bloße Wort zum negativ geladenen Begriff? Oder anders, weil sich der Begriff ja auf konkrete Menschen bezieht: Was hat Sprache mit gesellschaftlichem Handeln zu tun? Wie politisch ist also der „Jud“ im Dialekt?

Für ein Verständnis des Alltagssprechens von Vorarlbergerinnen und Vorarlbergern liefern die moderne Linguistik, John L. Austin und John Searle etwa, oder die Symboltheorie, zum Beispiel Susanne Langer, seit der Mitte der 1950er Jahre eine gute Basis. Zum einen ist erkannt worden, dass sich Begriffe – selbst die abstraktesten – immer mit bildhaften Vorstellungen verbinden. Zum anderen produziert der unmittelbare „Sprechakt“ – ein Wort, ein Satz – allemal auch eine Bedeutung über sich selbst hinaus. Wer beispielsweise beim Betreten einer Gasthausstube zu seiner Begleitung sagt: „Die Bude ist verraucht“, charakterisiert nicht nur den Gehalt an olfaktorischen Schwebstoffen in der Luft, sondern kann zum Beispiel meinen: „Hier habe ich keine Lust, mein teures Geld für ein Schnitzel hinzulegen.“ Bedeutungen können sich also je nach dem Bezug, in dem der Sprechakt steht, ändern, sie sind nicht ein-deutig, sie können neu erfunden und im Diskurs nach und nach vereinbart werden.

Oft sind sie aber schon vereinbart – und zwar recht fest. Beim „Jud“ steht nun nicht mehr – wie eventuell noch beim hochdeutschen „Jude“ – die analytische Funktion des Begriffs im Vordergrund, die eine bloße Sachbedeutung transportieren würde: Jude sei, wer der jüdischen Religionsgemeinschaft (für andere: der Abstammungsgemeinschaft) angehöre. Stattdessen wird hier die synthetische Funktion des Begriffes völlig dominant: nämlich als Lieferant von Bildern, die die Inszenierung und Dramatisierung des gesprochenen oder gelesenen Wortes leisten, die es lebendig machen und es mit starken Emotionen zusammenspannen. Einige dieser Bilder haben sich über Jahrhunderte im Diskurswissen christlicher Gesellschaften verfestigt – es sind dies die Stereotype des wucherischen, unbelehrbaren oder dem Kreuz tragenden Christus eine Rast verweigernden „ewigen“ Juden, der das Unterfutter des ewigen Antisemiten bildet.

Dazu kamen jüngeren Datums, aber umso heftiger – auch hier in Vorarlberg – die Judenbilder des politischen Katholizismus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts: Juden als Schuldige an Kapitalismus und Liberalismus wie an Sozialdemokratie und Bolschewismus, als aufdringliche Hausierer wie als ausbeuterische Unternehmer, als lüsterne Frauenärzte wie als Scharlatane des Bankwesens – kein Aspekt der industriellen Moderne, an dem die Juden nicht unheilvoll die Hauptverantwortung trügen, wobei nichtjüdische Liberale und Sozialdemokraten als „Judenliberale“ oder „Judensozi“ sowie Journalisten und Schriftsteller als „Pressejuden“ oder „Tintenjuden“ in ihrem Sold ständen. Die christlichsoziale Parteizeitung „Vorarlberger Volksblatt“ ist hierzulande ab den 1880er Jahren das Programmheft zur öffentlichen Aufführung des Antisemitismus, von der Landespolitik hinunter bis in die kleinsten Dörfer und die dortigen Vereinshäuser, die Kasinos, geworden. Der Antisemitismus der Deutschnationalen und später der Nazis, der statt der christlichen

Erlösungsgeschichte Rassenkunde und Biologie bemühte, konnte sich umstandslos aus dem Fundus der christlichsozialen Bilder und Wörter der Judenfeindschaft bedienen.

Das hysterische Totalbild eines die ganze Welt in den Griff nehmenden Judentums ist mit dem Ende der Nazi-Herrschaft hierzulande im Großen und Ganzen verschwunden (und die dadurch entstehende Leere wurde in manchem Kopf sogar durch eine militaristische Israel-Begeisterung gefüllt). Der Antisemitismus ist nach den Verbrechen der nationalsozialistischen Herrschaft keine Ideologie mehr, mit der man in der Öffentlichkeit lauthals reüssieren könnte – sodass sich im Zweifel eher Codewörter wie das vom amerikanischen „Ostküsten-Establishment“ empfehlen. Und seit 2001 scheinen sowieso Moslems – jedenfalls auf den Leserbriefseiten der hiesigen Tages- und Wochenzeitungen – den Platz einzunehmen, der von der Mitte des 19. bis fast in die Mitte des 20. Jahrhunderts in einem Rundum-Szenario der weltgeschichtlichen Bedrohung den Juden reserviert gewesen war. Damit hat sich die Bedeutungslast, die dem Wort „Jude“ aufgebürdet ist, zwar verringert, aber keineswegs verflüchtigt. Möglich ist das nur, weil diese negativen Bedeutungen, die mit dem Wort bis in die Intonation hinein verbunden sind, nach wie vor in der Plausibilitätsstruktur unserer Gesellschaft, also im Alltagswissen und im Alltagshandeln, fix eingebaut sind. Wer zum anderen „Du Jud!“ sagt, weiß, was er meint und wer damit gemeint ist. Da gibt es keine freundliche Ausrede.

### **Der „Jud“: spurlos verschwunden?**

Zum Stichtag 17. Mai 1939 wohnten in Vorarlberg, nach einer penibel geführten Liste der nationalsozialistischen Behörden, insgesamt 104 „Juden und Mischlinge“. Nur rund ein Dutzend Männer und Frauen, die nach den rassistischen Kriterien des Nationalsozialismus als „Juden“, „Halb-“ oder „Vierteljuden“ galten und damit in die behördliche Maschinerie von Aussonderung und Verfolgung gerieten, lebte nach dem Ende des NS-Regimes noch (oder wieder) in Vorarlberg. Das hatte nichts mit einem Versehen der Behörden oder mit mildtätigen nationalsozialistischen Nachbarn zu tun, wie manche Betroffene nach dem Krieg vermuteten und ehemalige Nazis gerne glauben mochten, sondern mit einem amtlich kalkulierten Aufschub des Mordens: Wer in so genannter geschützter Ehe lebte, also mit einem formell nicht-jüdischen Partner oder einer Partnerin, beziehungsweise mit einem ebensolchen Elternteil, entging vorderhand – aber keineswegs immer – der Deportation in die Vernichtungslager.

Diskriminierungen waren dennoch die bürokratische Regel: Rundfunkverbot, Fahrradverbot, Reiseverbot, keine Bezugskarten für Fleisch, Milch oder Kleider, Verbot der Flucht in Luftschutzkeller bei Fliegeralarm, Arbeitspflicht zum Beispiel in der Rüstungsfabrik Michel-Werke in Bregenz. Diese Diskriminierung war allgegenwärtig, und auch die Angst. Die Angst konnte Todesangst sein, so bei Samuel Spindler in Bregenz, der sich im November 1942 das Leben nahm, weil seine Einlieferung in eine KZ bevorstand, bei Regina Sagmeister, geb. Guggenheim, die überlebt hat, aber im Bregenzer Gefängnis im Mai 1943 vor ihrer Deportation nach Innsbruck schon einen Abschiedsbrief verfasst hatte, oder bei Gisela Fagner, geb. Brandeis, in Lauterach, die bei jedem Schrittgeräusch auf der Außentreppe des Hauses fürchtete, doch noch abgeholt zu werden, und im Februar 1943 an Angina pectoris starb – einer Herzkrankheit, die durch große Angst ausgelöst wird und große Angst verursacht. Gemildert werden mochte die Angst, ab und zu, durch einen kostenlos behandelnden mutigen Arzt, etwa den aus Wien nach Lauterach zugewanderten Dr. Fritz Divischek, oder durch Besuche eines örtlichen Pfarrers wie Martin Tschavoll, der bei Begräbnissen auf dem Lauteracher Friedhof in Anwesenheit von Nazis gern und laut das göttliche Rachegericht und das Ende der Zeit beschwor, wann wieder einmal der Donnerhall von Bombardements auf Friedrichshafen über den

Bodensee wehte. Das waren die – erwähnenswerten – Ausnahmen. Wegschauende, stillschweigende, achselzuckende, hilflos bis blöde grinsende oder sich ahnungslos gebende Nachbarn waren die Normalität.

Wie sind diese Menschen, soweit sie überlebten, und ihre Angehörigen nach dem Krieg mit dem umgegangen, was ihnen die nationalsozialistischen Bürokraten, oft auch die Nachbarn, angetan haben? Durch Schweigen. In den paar betroffenen Vorarlberger Familien war nach dem Krieg meist tabuisiert, was ein Eltern- oder Großelternanteil erlitten hatte, weil er von den Nationalsozialisten als „Jude“ oder „Jüdin“ klassifiziert worden war. Die Reaktion war verständlich: Kinder sollten mit dem Leid ihrer Eltern oder Großeltern nicht behelligt werden. Doch vor allem der Grund dieses Leidens und der Verfolgung sollte ihnen verschwiegen oder wenn, dann nur leise gesagt werden – damit sie in einem ungebrochen judenfeindlichen, von der Sprache kontaminierten Beziehungsalltag nicht zu Außenseitern würden.

Und wenn sie es ihren Kindern dann eines Tages doch sagten, war deren Erschrecken meist groß: die Großmutter, der Großvater jüdisch? Und das Reden in der Schule – der joviale Deutschlehrer am Bregenzer Gymnasium zum Beispiel, der immer zu einer brutalen Kopfnuss und zu einem fröhlichen antisemitischen Scherzwort aufgelegt war – und erst recht das Reden draußen auf der Straße – du Jud, gizig wie an Jud, siascht us wie an ghänkta Jud, as goht zua wie i dr Judaschual –, hängt das dann auch mit der eigenen Großmutter oder dem eigenen Großvater zusammen und folglich mit einem selbst? Deshalb ist über solche Familiengeschichten lange Stillschweigen bewahrt worden, und meist haben erst die Enkel als Erwachsene darüber zu reden begonnen.

Die Tabuisierung des jüdischen Anteils der Familiengeschichten entspricht natürlich dem allgemeinen Umgang mit Widerstand und Verfolgung nach 1945. Die meisten Biedermänner und -frauen tendierten zur Ansicht, wer verfolgt worden sei, habe wohl irgendetwas ausgefressen, und wer „ordentlich tat“, sei ja unbehelligt geblieben. Die Schamlosigkeit im nachträglichen Umgang mit der Brutalität des NS-Regimes rief Scham bei jenen hervor, die diese Brutalität erlitten hatten. Im Abschiedsbrief der Bregenzerin Karoline Redler, die im November 1944 wegen einer nazifeindlichen Äußerung hingerichtet wurde, steht der Satz: „Ihr braucht Euch meiner nicht zu schämen...“ – er sagt alles über die Atmosphäre, auch nach 1945, in der nicht die amtlich legitimierten Verbrecher, sondern deren Opfer moralisch verurteilt wurden.

Vielleicht aber war es gerade auch die Monstrosität der nationalsozialistischen Verbrechen, die es den überlebenden Opfern des Regimes und ihren Kindern verbot, die wortführenden und die mitlaufenden Nazis, die ja Nachbarn, Geschäftspartner oder anderweitige Mit-Vorarlberger waren, zur Rede zu stellen. Die Unfassbarkeit dieser Verbrechen wird durch die schieren Zahlen der Opfer ja nur noch größer; nur im Kleinen, Privaten, Persönlichen hellt sie sich auf. Und da wollte man es den Nazis oft schlicht nicht zumuten, sie nun, von Angesicht zu Angesicht, mit dem Angetanen zu konfrontieren – und sich selbst wollte man *diese* Angesichter wohl auch ersparen.

Umgekehrt taten die alten und die jungen Nazis alles, um sich von diesem Teil ihrer ureigensten Geschichte zu verabschieden: Es seien Auswärtige gewesen, die für Verfolgung und KZ-Einlieferung die Verantwortung gehabt hätten, es seien ja auch gar nicht so viele gewesen, die da umgekommen seien, und die Leiden derer, die in den Krieg gezogen waren, seien noch viel schlimmer gewesen. „Die fürs Vaterland gefallenen Helden“ – so die Inschrift auf dem Lauteracher Kriegerdenkmal für die Gefallenen des Ersten und des Zweiten Weltkrieges, also auch jenes Krieges, bei dem das Vaterland von Narvik bis an den Don gereicht hatte –, das waren im populären Sprachgebrauch und im Alltagsbewusstsein der Menschen bald die wahren Opfer der Nazi-Zeit.



Und gab es vielleicht nicht doch ein paar Gründe für die Verfolgung der Juden, wenn man dafür schon so viel Energie und bürokratischen Aufwand investiert hatte? Bei den Euthanasie-Opfern jedenfalls lag für viele eine solche Rechtfertigung nahe: unnütze Fresser, während eines harten Krieges, bei dem es – siehe Lauteracher Kriegerdenkmal – um nichts anderes als ums Vaterland gegangen war. Und die Angehörigen der Opfer haben diese Rechtfertigung nur allzu leicht gemacht, weil sie das Leid ihrer Mutter, ihres Vaters, ihrer Schwester, ihres Bruders oder ihres Kindes, die als lebensunwertes Leben vergast wurden oder die man verhungern ließ, auch nach dem Krieg geheim hielten und nicht öffentlich machen wollten. Es galt als Schande, oder zumindest als Anlass zu schweigen, jemand geistig Behinderten in der Familie zu haben. Noch am 23. Dezember 1983 erschien in den „Vorarlberger Nachrichten“ eine Todesanzeige, nachdem 42 Jahre nach ihrer Tötung die Urne einer depressionskranken, deswegen von den Nationalsozialisten ermordeten Frau in Konstanz gefunden und dann in Vorarlberg beigesetzt worden war. Die Bregenzer Familie wollte weder den Ort der Bestattung noch den Namen des Euthanasie-Opfers in dieser Anzeige öffentlich machen: „Angesichts der vielen hilflosen und namenlos gebliebenen Opfer aus dieser unseligen Zeit der Gewaltherrschaft bleibe ihr Name unerwähnt. Das Gedenken an sie möge Mahnung für uns Lebende sein.“

So verständlich dieser Wunsch der Hinterbliebenen war, ebenso wie das Schweigen der Nachkommen der als Juden verfolgten Vorarlbergerinnen und Vorarlberger – den ehemaligen und fortwährenden Nationalsozialisten musste das Gedenken an diese Opfer keineswegs eine Mahnung sein. Da die Opfer keine Namen hatten, stellte sich ja für jeden halbwegs normalen Vorarlberger die Frage: Hat es sie überhaupt gegeben?